

**BEGLEITTIERE** Hunde können Menschen mit Behinderungen im Alltag unterstützen. Zunehmend werden sie auch als Hilfe für psychisch oder neurologisch Erkrankte ausgebildet.

# Assistent auf vier Pfoten

VON JOACHIM RETZBACH

SS  
eretz  
helberg

POSTKASTEN

Assistenzhunde-Trainerin Daniela Karius (links) leitet die Ausbildung von Jenny und ihrem Retriever-Rüden Ben an.

## Auf einen Blick: Selbstständiger dank Hund

**1** Assistenzhunde für psychische Erkrankungen werden immer beliebter. Insbesondere in den USA hat die Zahl therapeutisch eingesetzter Tiere in den letzten Jahren drastisch zugenommen.

**2** Die Forschung bescheinigt den Begleittieren eine gute Wirksamkeit. Vor allem ihr Einsatz für traumatisierte Soldaten wurde untersucht. Es fehlt aber noch an großen und qualitativ hochwertigen Studien.

**3** Unklar ist zudem, wie genau ein Assistenzhund die psychische Erkrankung seines Halters positiv beeinflusst. Auch fehlen rechtliche Regelungen zur Ausbildung und Zertifizierung der Tiere.

**A**ls Jenny und Ben sich zum ersten Mal trafen, war Ben zehn Wochen alt. Kurz zuvor hatte der flauschige braune Welpe einige Tests über sich ergehen lassen. Darin musste er unter Beweis stellen, dass er nicht zu ängstlich auf fremde Menschen reagiert, nicht leicht aggressiv wird und insgesamt ein verspielter, lernwilliger und sensibler Hund ist. Die 19-jährige Jenny kam in Begleitung ihrer Eltern. »Ben und ich haben uns sofort gut verstanden«, sagt die junge Frau.

Das ausgeglichene Wesen des Hundes ist in diesem Fall besonders wichtig. Denn der Flat Coated Retriever ist nicht irgendein Haustier: Er wird zum Assistenzhund ausgebildet. Seine Halterin Jenny leidet unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung. Fremden gegenüber ist sie sehr zurückhaltend, zu viel Nähe zu ihnen bereitet ihr Unbehagen. Bevor Ben zu ihr kam, hat sie nach Einbruch der Dunkelheit das Haus nicht mehr verlassen und sich nicht allein in die Stadt getraut. Mit dem Retriever an ihrer Seite geht das wieder.

Assistenzhunde gibt es eigentlich schon lange: Ihre bekanntesten Vertreter sind die Blindenhunde, die mindestens seit dem 18. Jahrhundert verbürgt sind. Sie erlebten die erste Blütezeit nach dem Ersten Weltkrieg als Führhunde für Kriegsversehrte. Begleithunde für Rollstuhlfahrer sind ebenfalls verbreitet; sie öffnen etwa Türen oder bringen Gegenstände. Seit einigen Jahren allerdings hat sich das Spektrum an tierischen Helfern enorm verbreitert. Assistenzhunde gibt es mittlerweile auch für Menschen, die wie Jenny an einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) leiden, für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, Autismus, Essstörungen oder Depression.

Gemein ist diesen Assistenten, dass sie eine spezielle Ausbildung genossen haben, um ihre Halter in Problem-

situationen unterstützen zu können. Ben hält zum Beispiel draußen andere Menschen auf Distanz zu seiner Halterin. Er geht voran, wenn sie um eine Ecke oder durch eine Tür laufen. Wenn sich jemand ihnen nähert, gibt er ihr ein Zeichen. Das vermittelt ihr Sicherheit. Wenn Jenny einen Flashback oder eine Panikattacke hat, kommt Ben sofort zu ihr und schleckt ihr über das Gesicht. Oft hilft ihr das dabei, sich zu beruhigen. In Zukunft soll er sogar diese Zustände schon herannahen spüren und seine Halterin vorwarnen. Zudem soll er lernen, nachts das Licht anzuschalten, wenn Jenny Alpträume hat, und ihre Medikamente zu bringen, die dafür in einem eigens genähten Beutel liegen.

### Erst wenige wissenschaftliche Studien

Die meisten Menschen, die einen Assistenzhund ihr Eigen nennen, berichten enorm positiv darüber. Doch es gibt erst wenige wissenschaftliche Studien zu diesem Ansatz. Am häufigsten wird, vor allem in den USA, daran geforscht, wie die so genannten »service dogs« auf traumatisierte Armee-Veteranen wirken. In einer 2018 erschienenen Studie etwa untersuchten Forscher um Kerri Rodriguez von der Purdue University Soldaten mit PTBS. Manche von ihnen hatten über eine Hilfsorganisation einen Assistenzhund erhalten, andere warteten noch auf ein Tier. Wer mit dem Hund zusammenlebte, zeigte im Durchschnitt geringere Symptome der psychischen Erkrankung, schlief besser, war weniger ängstlich und trank geringere Mengen Alkohol. Ein Forschungsteam der University of Central Florida kam 2019 in einer ganz ähnlichen Studie zu demselben Ergebnis: Bei Soldaten, die einen PTBS-Assistenzhund hatten, verminderten sich Ängstlichkeit, Nervosität und Unsicherheit im Vergleich zu ihren Kameraden auf der Warteliste deutlich.

»Die bisherigen Erkenntnisse sind sehr viel versprechend, allerdings steckt die Forschung zu Assistenzhunden insgesamt noch in den Kinderschuhen«, sagt Karin Hediger von der Universität Basel. Die Psychologin erforscht die therapeutische Wirkung von Tieren auf den Menschen. Hediger weist beispielsweise darauf hin, dass oft nur wenige Personen untersucht würden. Außerdem hatten die Probanden in der Kontrollgruppe – wenn es eine gab – meist nicht nur keinen Assistenzhund, sondern gar keinen Hund. So bleibe unklar, ob wirklich die



#### UNSER AUTOR

Joachim Retzbach ist promovierter Psychologe und Wissenschaftsjournalist. Er arbeitet als Forschungsredakteur für das Portal »Wissenschaftskommunikation.de« und als freier Autor.



PAUL GÄRTNER

**Gruppenbild für die Besucher: Karius und ihr Mann züchten selbst die Retriever, von denen manche schließlich zu Assistenzhunden ausgebildet werden. Dazu beobachten sie von Beginn an den Charakter jedes Tiers.**

Ausbildung zum Assistenztier für die heilsamen Effekte verantwortlich ist oder ob nicht vielleicht jeder vierbeinige Gefährte traumatisierten Seelen Halt geben kann.

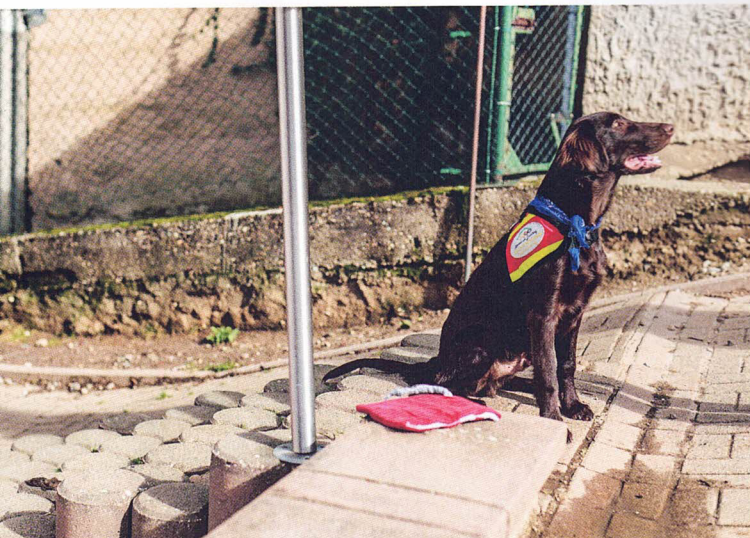
Auf Letzteres deuten zumindest die Aussagen einiger PTBS-Patienten hin, die einen Hund zum Assistenzhund ausbildeten. Demnach stieg ihre Lebensqualität schon mit dem Anschaffen des Welpen beträchtlich – die speziellen Hilfeleistungen, die der Hund nach Abschluss der Ausbildung beherrschte, schätzten sie aber ebenfalls sehr. Studien, in denen der tatsächliche Effekt der Hundeausbildung rigoros kontrolliert wird, laufen Hediger zufolge derzeit, sind jedoch noch nicht abgeschlossen.

Vergleichbar ist die Situation beim so genannten Autismusbegleithund. Er wird für Kinder ausgebildet, die von Autismus-Spektrum-Störungen betroffen sind. Der Hund lernt beispielsweise, das Kind bei Wutanfällen oder »Meltdowns« zu beruhigen, er kann es am Weglaufen hindern und sucht nach ihm, wenn es verschwunden ist. Auch die sozialen Fähigkeiten soll der Umgang mit dem Tier verbessern. In einer Übersichtsarbeit aus dem Jahr 2017 fanden Esther Sprod und Michael Norwood von der australischen Griffith Univer-

sity zehn empirische Studien, die sich mit dem Phänomen befasst hatten. Diese kamen überwiegend zu dem Schluss, dass mit der Aufnahme eines Autismushundes die Lebensqualität der ganzen Familie steigt, in erster Linie weil der Hund die Sicherheit des Kindes erhöht. Zudem fördern die Tiere offenbar die Kommunikation, das Sozialverhalten und die körperliche Entwicklung der Betroffenen. Die methodische Qualität der Studien bewerteten die Forscher jedoch durchweg als zu niedrig, um bereits gesicherte Schlüsse zu ziehen.

### **Nicht alles braucht einen Nachweis**

Allerdings, gibt Karin Hediger zu bedenken, brauche es nicht für jeden Effekt einen hieb- und stichfesten wissenschaftlichen Nachweis. »Dass ein Blindenführhund eine unmittelbare positive Funktion hat, ist offensichtlich, dazu braucht es keine Wirkungsstudien«, sagt sie. Ähnlich verhalte es sich mit den konkreten Hilfeleistungen eines Autismus- oder PTBS-Assistenzhundes, etwa im Notfall ein verloren gegangenes Kind aufzuspüren oder Medikamente zu bringen. Schwieriger werde es erst bei der Frage, ob die Tiere auch langfristig die psychischen Symptome reduzieren, unter denen die Betrof-



PAUL GÄRTNER

**Eine Assistenzleistung, die speziell bei psychischen und neurologischen Erkrankungen wichtig ist: Medikamente bringen. Das lernt Ben hier mit einem eigens dafür genähten Beutel.**

fenen leiden. Um das zu beantworten, brauche es in der Tat noch mehr und ausgefeiltere Studien.

Dass Tiere generell eine positive Wirkung auf die menschliche Psyche haben können, legt schon die umfangreiche Literatur zu tiergestützten Interventionen nahe. Denn viel verbreiteter als Assistenzhunde sind so genannte Therapietiere, die nicht bei den Patienten zu Hause leben, sondern nur bei – meist wöchentlichen – Behandlungen mit den Betroffenen in Kontakt kommen (siehe »Tiere als Therapeuten«, rechts).

»Tiere verbessern in vielen Situationen unsere Stimmung, sie mildern Stress oder Ängste und können uns motivieren«, erklärt die Psychologin Andrea Beetz, die an der Internationalen Hochschule Bad Honnef und an der Universität Rostock arbeitet. In verschiedenen Studien haben sie und ihre Kollegen beispielsweise demonstrieren können, dass schon die Anwesenheit eines freundlichen Hundes, aber mehr noch der persönliche Kontakt zu ihm die Leseleistung von Schulkindern steigert. Insbesondere auf Kinder, die nicht gut lesen können, scheint der Hund eine beruhigende Wirkung zu haben.

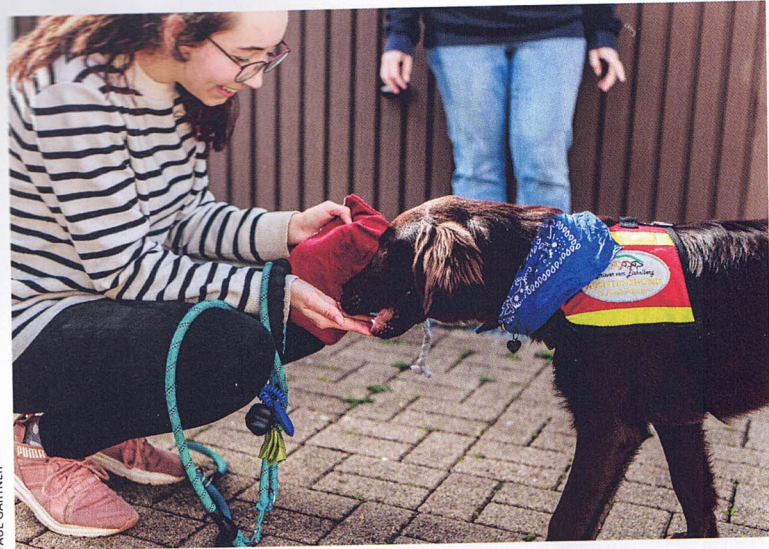
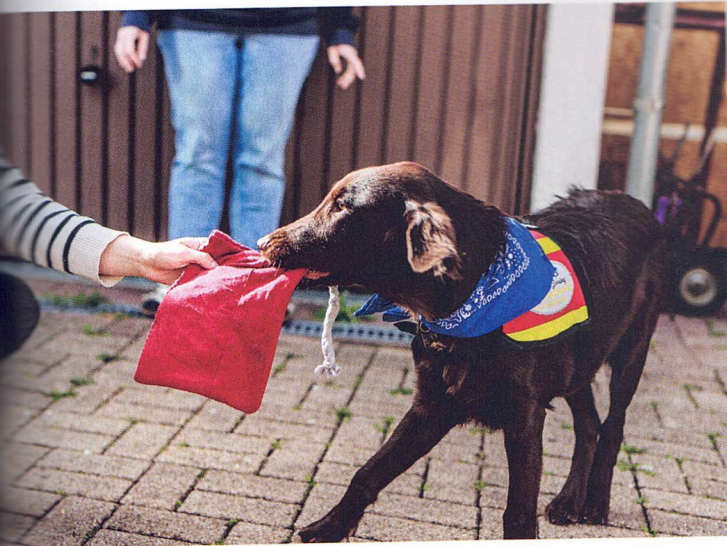
Vor Kurzem hat Beetz in Kooperation mit der Bundeswehr untersucht, wie eine Intervention mit Hunden auf traumatisierte Patienten wirkt. Die Betroffenen waren auch hier Soldaten, die nach Kampfeinsätzen nicht mehr in ihr normales Leben zurückfanden. Zusätzlich zu einer regulären Psychotherapie durften manche von ihnen in vier wöchentlichen Sitzungen jeweils drei Stunden lang mit einem Therapie-Begleithund interagieren. Nach jedem Kontakt mit dem Vierbeiner verbesserte sich ihre Gefühlslage deutlich, sie waren fröhlicher und gegenüber anderen Menschen aufgeschlossener, was sich an einer engeren Beziehung zum Hundeführer zeigte.

Bei der Suche nach den Gründen sammelten Beetz und ihre Kollegen unter anderem Statements der Veteranen ein. »Der Hund hat mich so akzeptiert, wie ich bin. Ich musste mich nicht verstellen«, sagte ein Teilnehmer. Ein weiterer meinte: »Er gibt mir eine gewisse Lebensfreude wieder, die ich lange nicht mehr verspürt habe.«

Manche Probanden, so erzählt Beetz, konnten vor der Behandlung gar keinen Körperkontakt mehr zulassen, nicht einmal zu ihren eigenen Kindern. Überraschenderweise lernten sie durch das Streicheln des Hundes, wieder mit anderen Lebewesen auf Tuchfühlung zu gehen. »Die Hemmschwelle für die Kontaktaufnahme ist bei einem Hund einfach geringer«, sagt Beetz. »Dem Tier müssen Sie nichts erklären.« Das erlebten viele Betroffene als befreiend. Der Sanitätsdienst der Bundeswehr plant auf Grund von Studien wie dieser, künftig eigene Diensthunde für die Behandlung von traumatisierten Soldaten auszubilden.

### **Ist die Liebe zum Tier angeboren?**

Wer etwas tiefer nach den Ursachen für die spezielle Wirkung von Tieren auf die Psyche gräbt, landet früher oder später bei der »Biophilie-Hypothese« des Soziobiologen Edward Wilson. Sie erklärt, warum Tiere so faszinierend und interessant für die meisten von uns sind – obwohl der moderne Mensch sein Leben auch ohne Kontakt zu anderen Spezies verbringen könnte. Experimente deuten jedoch darauf hin, dass schon Babys stärker auf Lebendiges in ihrer Umgebung achten als auf Dinge. Biologen vermuten, dass es im Lauf der Evolution stets vorteilhaft war, Lebewesen größere Aufmerksamkeit zu schenken, vor allem Tieren. Schließlich konnten sie uns gefährlich werden, dienten uns aber auch als Nahrung oder zeigten Gefahren in der Umge-



PAUL GÄRTNER

bung an. Später kam ihre Bedeutung als Haus- oder Nutztiere hinzu.

Andrea Beetz erinnert zudem daran, dass sozial lebende Tiere untereinander persönliche Bindungen aufbauen, die in grundlegenden Mechanismen zwischenmenschlichen Beziehungen ähneln. »Wir teilen mit anderen sozialen Säugetieren viele neuronale Strukturen, von denen wir wissen, dass sie für Bindungs- und Fürsorgeverhalten wichtig sind«, erklärt die Psychologin. Menschen seien ebenso wie Hunde in der Lage, ihre jeweiligen Verhaltensmuster aufeinander anzuwenden, woraus für beide Seiten eine echte soziale Beziehung entstünde.

Eine wichtige Rolle bei dieser Bindung spielt das Hormon Oxytozin, in populären Beschreibungen auch

Kuschelhormon genannt. Es wird bei jeder Art von – erwünschtem – Körperkontakt ausgeschüttet. »Aus Tierversuchen wissen wir, dass Oxytozin eine ganze Reihe positiver Effekte hat«, so Beetz. »Es reduziert Angst, Stress und depressive Symptome, fördert Vertrauen und positive Beziehungen, zumindest innerhalb der eigenen sozialen Gruppe.« Da sich all diese Effekte bei tiergestützten Interventionen zeigen, bei denen unter anderem ein Anstieg des Oxytozinspiegels gemessen wurde, liegt die Vermutung zumindest nahe, dass das Bindungshormon einen wichtigen Anteil an dieser Wirkung hat. »Jede Form von angenehmem Körperkontakt bringt positive Effekte. Und den gibt es in einer normalen Psychotherapie natürlich nicht, anders als im Umgang mit einem Tier«, sagt Beetz.

## Tiere als Therapeuten

Verschiedene Typen von Hunden helfen Menschen mit körperlichen oder psychischen Beeinträchtigungen: **Assistenzhunde** leben bei den Betroffenen und werden je nach Störungsbild für verschiedene Tätigkeiten ausgebildet. Sie leisten sowohl emotionalen als auch ganz praktischen Beistand, indem sie etwa ihre Halter bei Panikattacken beruhigen oder Rollstuhlfahrern beim Anziehen helfen. Die meisten von ihnen beherrschen mindestens vier »Assistenzleistungen«, oft sind es mehr. Ihre Ausbildung dauert rund 18 Monate und kann zwischen einigen tausend und zirka 20 000 Euro kosten. Da die Krankenkassen in Deutschland die Kosten nicht übernehmen, sind viele Betroffene auf Spenden oder eine Unterstützung durch Vereine und Hilfsfonds angewiesen.

Eine besondere Form sind so genannte **Warn- oder Anfallshunde**, etwa für Menschen mit Diabetes oder Epilepsie. Unter vielen Welpen werden jene Tiere ausgewählt, die in der Lage sind, kleinste körperliche

Veränderungen bei ihren Besitzern wahrzunehmen und Alarm zu schlagen. So erkennen sie frühzeitig zum Beispiel epileptische Anfälle, Unterzuckerung bei Diabetes, einige auch Herzinfarkte oder Schlaganfälle. Die Trefferquote selbst von gut trainierten Warnhunden kann allerdings recht unterschiedlich ausfallen, wie Übersichtsarbeiten zeigen.

Unter **Therapiehunden** schließlich versteht man Vierbeiner, die bei so genannten tiergestützten Interventionen zum Einsatz kommen. Dabei erfolgt der Kontakt mit den Tieren nur vorübergehend im Rahmen eines Sozialprogramms oder einer Behandlung. Beim Treffen mit einem Therapeuten, im Pflegeheim oder in der Schule kommen unter anderem Hunde, Katzen, Ziegen oder Pferde zum Einsatz. Die Tiere gehören nicht den Betroffenen, sondern den Therapeuten oder freiwilligen Helfern. Ein ausgeglichenes und kontaktfreudiges Wesen ist für diese Aufgabe unverzichtbar.



PAUL GÄRTNER

### **Assistenzhunde müssen lernen, in welchen Situationen sie vorangehen dürfen und wann sie ihrem Halter den Rücken freihalten sollen.**

Aber Tiere entspannen uns nicht nur, sie können uns auch aktivieren. Kinder mit starkem Übergewicht bewegen sich beispielsweise mehr, wenn in ihrer Therapiegruppe mit einem Hund gearbeitet wird. Das ergab 2016 eine Studie von Forschern um Katrin Röttger und Rainer Wohlfarth, an der Beetz beteiligt war. Die Vierbeiner schaffen es demnach, manche Menschen zu beruhigen und andere auf Trab zu bringen. So verhelfen sie uns häufig zu einem optimalen Aktivierungsniveau, in dem wir weder zu träge noch gestresst sind.

#### **Familienmitglied und Vertrauter**

Darüber hinaus unterstützen Therapiehunde den Genesungsprozess, indem sie eine Brücke zum Patienten schlagen und ihn zur Mitarbeit in der Therapie motivieren. Diese soziale Komponente spielt sicher auch bei Assistenzhunden eine wichtige Rolle. Dafür sprechen etwa Studien, die schon in den 1990er Jahren mit Rollstuhlfahrern und Sehbehinderten unternommen wurden. Viele Betroffenen berichteten von einer sehr engen und liebevollen Beziehung zu ihrem Assistenzhund; sie sahen das Tier als Familienmitglied und Vertrauten.

»Gerade ein Assistenzhund für posttraumatische Störungen braucht viel Feingefühl, er muss einen Menschen ›lesen‹ können«, sagt Daniela Karius. Sie ist die Trainerin, die Bens Ausbildung anleitet. Im badischen Gaggenau, 20 Kilometer südwestlich von Karlsruhe, betreibt sie mit ihrem Mann Jens eine Retriever-Zucht, aus der Ben stammt. Einmal pro Woche besucht sie Jenny und übt mit ihr, Ben für seine besonderen Aufgaben abzurichten. Karius gehört – wie demnächst auch ihr Mann – zum Deutschen Assistenzhunde-Zentrum, einem Zusammenschluss von Trainern in verschiedenen Regionen Deutschlands. »Bei den Hunden aus unserer eigenen Zucht können wir vom ersten Tag an beobachten, in welche Richtung sich ihr Charakter entwickelt«, sagt Karius. Personen, die bereits einen Hund haben, können unter Umständen jedoch ebenfalls von ihr darin angeleitet werden, wie sie ihren Liebling zum Assistenzhund ausbilden – falls das Tier maximal zwei Jahre alt ist und sich charakterlich dazu eignet.

Aber nicht nur der Hund muss der Aufgabe gewachsen sein. Der Halter in spe wird von Karius genauso unter die Lupe genommen. Die Interessenten müssen En-

gagement zeigen, denn bei der Ausbildung ihrer Tiere werden sie zwar unterstützt, den Löwenanteil des Trainings übernehmen sie jedoch selbst. Deshalb dürfen sie zum Beispiel keine Angst vor Hunden haben, und sie müssen psychisch stabil genug sein, um sich langfristig gut um das Tier kümmern zu können.

»Wir wissen aus wissenschaftlicher Sicht noch wenig darüber, welche Bedingungen es braucht, um auch den Assistenzhunden eine gute Lebensqualität und Gesundheit zu ermöglichen«, sagt Karin Hediger. Denn permanent im Einsatz zu sein, könne bei einem Hund Stress auslösen. »Sicher wollen alle Betroffenen und Trainer das Beste für die Tiere, aber zu dem Thema ist noch mehr Forschung nötig«, so die Psychologin. Auf jeden Fall brauche das Team aus Mensch und Hund eine kontinuierliche Unterstützung – das geht mit zusätzlichen Kosten einher, neben dem ohnehin nicht günstigen Preis für die Anschaffung und die Ausbildung des Tiers.

»Im Moment hat man manchmal den Eindruck, dass so viele einen Assistenzhund wollen, weil die Tiere geradezu als Wundermittel gegen psychische Leiden angepriesen werden«, sagt Hediger. Genaue Zahlen gibt es nicht, doch Bens Trainerin, Daniela Karius, bemerkt auf jeden Fall wachsendes Interesse: Sie bildet derzeit elf Hunde aus – und hat Anfragen für mindestens doppelt so viele auf dem Schreibtisch. Mittlerweile melden sich schon Leute aus einem Umkreis von 300 Kilometern, die sich verzweifelt einen Assistenzhund wünschen.

Der Trend zum Therapietier kommt – wie so oft im Bereich psychischer Gesundheit – aus den USA. Allein in Kalifornien hat sich die Zahl der Tiere, die seelische Unterstützung leisten, laut einer Studie der University of California in Davis zwischen 2002 und 2012 verzehnfacht. Dabei verzeichnen allerdings nicht nur Therapie- und Assistenzhunde einen rasanten Zuwachs, sondern auch »emotional support animals«, also Tiere zur emotionalen Unterstützung. Im Gegensatz zu Assistenzhunden müssen sie keine Ausbildung durchlaufen. Es reicht, dass die Patienten eine psychische Störung haben und ihr Therapeut bescheinigt, dass das Tier wichtig für ihre seelische Stabilität oder den Behandlungserfolg ist. Die genaue Art des Begleiters ist dabei nicht festgelegt: Neben Hunden und Katzen wurden Medienberichten zufolge bereits Schildkröten, Eichhörnchen, Enten und sogar ein Alligator als emotionale Unterstützer registriert.

## Häufig wird ausgebildeten Assistenztieren noch der Zugang zu Supermärkten oder Arztpraxen verwehrt



MEHR WISSEN AUF  
»SPEKTRUM.DE«

Mehr über die besondere Beziehung zwischen dem Menschen und seinem treuesten Begleiter lesen Sie in unserem digitalen **Spektrum Kompakt »Hunde«**:

[www.spektrum.de/shop](http://www.spektrum.de/shop)

Die »emotional support animals« würden aktuell in den Vereinigten Staaten heiß diskutiert, meint Karin Hediger. Denn die Tiere genießen einige Sonderrechte, die sonst echten Assistenztieren vorbehalten sind: Sie dürfen zum Beispiel auf Flügen in der Kabine mitreisen, und sie dürfen in Wohnungen gehalten werden, selbst wenn der Vermieter Haustiere eigentlich untersagt. Vor allem, dass die Tiere kein formales Training erhalten haben, sieht Hediger kritisch. »Es kommt häufiger zu Zwischenfällen, etwa dass Menschen im Flugzeug von einem Support-Hund gebissen werden.« Deshalb sei es wichtig, diese Tiere in der Diskussion nicht mit Assistenzhunden gleichzusetzen.

### Verwirrung um die Rechtslage in Deutschland

In Deutschland ist die Rechtslage nicht eindeutig. Ausgebildeten Assistenztieren wird häufig noch der Zugang zu Supermärkten, Veranstaltungsräumen oder Arztpraxen verwehrt. Zwar stellte das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft in einer Stellungnahme von 2014 klar, dass »Blindenführhunden und anderen Assistenzhunden« grundsätzlich der Eintritt in Lebensmittelgeschäfte zu gewähren ist. Das Behindertengleichstellungsgesetz fordert zudem, dass der Zugang zu öffentlichen Gebäude barrierefrei sein muss. Seit 2016 schließt das den Einsatz »behinderungsbedingt notwendiger Hilfsmittel« ein – dazu zählen laut Gesetzesbegründung auch Blinden- und Assistenzhunde. Das Problem ist aber: Nur für die Zertifizierung von Blindenhunden gibt es tatsächlich verbindliche Regelungen. Bei allen anderen Assistenzhunden kann jeder Verein und jedes Ausbildungszentrum eigene Trainingsinhalte und Tests festlegen. Ein einheitlicher Ausweis für die Tiere von offizieller Stelle fehlt ebenfalls.

Im Jahr 2017 appellierte der Bundesrat an die Bundesregierung, die Behandlung der verschiedenen Assistenzhunde zu vereinheitlichen und sie – wie bislang nur Blindenhunde – als medizinische »Hilfsmittel« anzuerkennen. Dann fielen ihre Ausbildung in den Leistungskatalog der Krankenkassen, und sie dürften ihren Besitzern nahezu überallhin folgen. Eine entsprechend weitreichende Regelung gibt es seit 2015 in Österreich.

Jenny stößt noch häufig auf Probleme, wenn sie Ben mitnehmen möchte – zum Beispiel in Arztpraxen und Supermärkten. Doch sie macht auch positive Erfahrungen: Mittlerweile hat sie eine Ausbildung zur Kranken-





PAUL GARTNER

**Neben den Hilfeleistungen, die auf ein bestimmtes Krankheitsbild zugeschnitten sind, müssen Assistenzhunde natürlich grundlegende Verhaltensweisen lernen – etwa, wie man eine Straße überquert.**

pflegerin begonnen, und Ben darf bei ihr im Schwesternwohnheim leben, wo die Haltung normaler Haustiere untersagt ist. »Ohne den Hund hätte ich mich nicht getraut, allein zu wohnen«, sagt sie. »Aber ich wollte auch nicht immer von anderen Leuten abhängig sein.« Wenn seine Ausbildung abgeschlossen sein wird, darf Ben sogar tagsüber mit in die Klinik.

Ihre Psychotherapie setzt Jenny trotzdem fort. Ihr Therapeut hätte mit dem Begriff Assistenzhund zuerst gar nichts anfangen können, erinnert sie sich. Nachdem er sich informiert hatte, unterstützte er die Maßnahme jedoch vorbehaltlos. »Es ist wichtig zu wissen, dass ein Assistenzhund eine Therapie auf keinen Fall ersetzen

kann«, sagt Andrea Beetz. Davon ist auch Hundetrainerin Karius überzeugt. Im günstigsten Fall hilft das Tier dabei, in der regulären Psychotherapie etwas schneller – oder überhaupt erstmals – Erfolge zu erzielen.

Jenny jedenfalls ist sich sicher, dass Ben nicht nur im Alltag tatkräftige Unterstützung leistet, sondern dass sie seinetwegen schon jetzt spürbare Fortschritte gemacht hat. Ihre Schlafprobleme haben sich drastisch reduziert, seit Ben mit im Zimmer liegt und über sie wacht. Früher schlief sie oft nächtelang gar nicht, selbst Medikamente halfen irgendwann nicht mehr. Nun hat sie sogar schon einige Nächte durchgeschlafen. Es waren die ersten seit Jahren. ★

#### QUELLEN

- Beetz, A. et al. (Hg.): Tiergestützte Interventionen. Handbuch für die Aus- und Weiterbildung. Reinhardt, 2018
- Rodriguez, K. E. et al.: The effect of a service dog on salivary cortisol awakening response in a military population with posttraumatic stress disorder (PTSD). *Psychoneuroendocrinology* 98, 2018
- Sprod, E., Norwood, M. F.: What effect does participating in an assistance dog program have on the quality of life of children with autism spectrum disorders and their caregivers? A systematic review of current literature. *Journal of Social Inclusion* 8, 2017

Weitere Quellen im Internet: [www.spektrum.de/artikel/1637202](http://www.spektrum.de/artikel/1637202)